

BÜCHER

DIE GENOSSENSCHAFTS- THEORIE: UMBRUCH, DURCH- BRUCH, ABBRUCH? KRITISCHE ÜBERLEGUNGEN ZU EINEM HAND- UND LEHRBUCH

Rezension von: J. Laurinkari (Hrsg.),
unter Mitarbeit von J. Brazda, Genos-
senschaftswesen. Ein Hand- und
Lehrbuch, Oldenbourg-Verlag, Mün-
chen – Wien, XII – 808 Seiten

Wir können annehmen, daß die Menschen kooperiert haben, seit es sie gibt. Einzelnen wären sie wohl von ihren weit kräftigeren Feinden im Tierreich vernichtet worden, abgesehen davon, daß eine regelmäßige Nahrungsbeschaffung ohne wechselseitiges Teilen (um das Jagdglück auszubalancieren) unmöglich gewesen wäre. Jedoch: Wenn die Menschen überlebten, weil sie kooperierten, heißt das noch lange nicht, daß sie kooperierten, um zu überleben. Woher rührt also ihre Kooperationsbereitschaft? Ist sie uns einprogrammiert und wir jagen in Rudeln wie die Wölfe? (Dasein in Herden genügt nicht, die können ja auch kopflos agieren!) Haben wir uns durch das Zusammensein eine Wertschätzung für Kooperation angeeignet? (Altruismus als genetisches Programm ist schwer vorstellbar.) Haben wir die Vorteile der Kooperation erkannt? (Das wohlverstandene Eigeninteresse setzt allerdings schon Intelligenz voraus.) Jedenfalls läßt sich in den frühen Hochkulturen bereits ein komplexes System von arbeitsteiliger Kooperation nachweisen.

Die Regeln, nach denen die Zusammenarbeit abläuft, können aber sehr

verschieden gestaltet sein, sie liefern die Art der Organisation. Naheliegender ist die hierarchische Ordnung, wie sie für den Krieg entwickelt wurde. Aber die gegenseitige Absprache ist genauso naheliegend und weitgehend unproblematisch, solange nur zwei Personen davon betroffen sind (in der Tat konnten schon die Sumerer sehr komplizierte Verträge). Wirken mehrere Personen zusammen, um ein gemeinsames Ziel zu verwirklichen, tritt eine Komplikation insofern auf, als dies über interdependente zweiseitige Absprachen (die Netzorganisation) im Regelfall zu aufwendig wird. Die Notwendigkeit, gemeinsam Entscheidungen zu treffen, an die dann alle gebunden sind (auch wenn manche nicht damit einverstanden sind), bringt die Konsequenz mit sich, auch dafür eine Regel zu schaffen, die zwangsläufig auch festlegen muß, wovon der Einfluß jedes einzelnen auf diese Entscheidung abhängt, welches Gewicht seiner Stimme in der kollektiven Entscheidungsfindung zukommt. Nur wenn diese Regel akzeptiert wird, kommt Kooperation auf freiwilliger Basis zustande.

Es liegt auf der Hand, daß diese Regel dem einzelnen garantieren muß, nicht weniger Einfluß zu haben als andere, womit wir beim Problem Gleichheit angelangt sind und bei der Suche nach einem Kriterium, einer Maßzahl für Gleichheit. Dafür bietet sich irgend eine Orientierung an dem an, was der einzelne zum Gelingen beiträgt – etwa das Kapital, das er beisteuert – oder welches Risiko er im Fall des Mißlingens übernimmt (damit kann z. B. der fehlende Einfluß des Kommanditisten erklärt werden). Spielen Kapitaleinsatz und Haftung eine nur untergeordnete Rolle, können Wissen und Erfahrung oder Arbeitsleistung herangezogen werden. Und wo all das